

## Die Wirklichkeiten der Gemeinschaft



Hugo Maier

**Die Wirklichkeiten  
der Gemeinschaft**

**Leben und Werk von  
Hans Scherpner**

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2009  
ISBN 978-3-88309-484-7

Vorwort	7
Christen- und Pflichtenmenschen	13
Bildungsbestrebungen	54
Erster Weltkrieg: Freiwillige Teilnahme und lebenslange Folgen	79
Akademische Ausbildungen und die Suche nach Sinn	112
Bertha Johanna Drexel: Eine begabte Frau mit Ambitionen und gesellschaftliche Realitäten	158
„Goldene Zwanziger“	179
Scherpner im Nationalsozialismus: sich anpassen, ducken und isolieren – die Sorge um sechs Kinder und Widersetzlichkeit	239
Nachkrieg	335
Ruhigere Zeiten	382
Erkrankungen und Tod	443
Hanna Scherpner im produktiven Ruhestand	454

Literatur	478
Bibliographie	498
Interviewpartner	504
Von Hans Scherpner betreute Dissertationen	505
Vorlesungen und Seminare an der Universität Frankfurt am Main	507
Zeittafel: Hans Scherpner	521

## Vorwort

Professor Dr. phil. Hans Scherpner ist in Deutschland einer der führenden Vertreter und Repräsentanten der Fürsorgewissenschaft. Er wird seit über vier Jahrzehnten in den meisten Publikationen zitiert, die sich mit Grundsatzfragen zur Sozialarbeit, Sozialpädagogik und zur Sozialen Arbeit befassen. Außerhalb dieser Disziplinen ist sein Name jedoch nur zählbaren Zeitgenossen ein Begriff. Eher selten wird er in Lexika aufgeführt. Kein Gebäude, keine Straße und kein Platz ist nach ihm benannt; unter den prominenten Persönlichkeiten seiner Heimatstadt sucht man ihn ebenso vergebens; er fristet, genauso wie die von ihm vertretene Fürsorgewissenschaft, mehr oder weniger ein Schattendasein.

Es gibt Gründe, warum der Fürsorgewissenschaftler einerseits hohe Anerkennung erfährt und ihm andererseits Respekt vorenthalten wird. Die Gründe haben heterogene Ursachen. Sie einigermaßen zu verstehen setzt voraus, sich mit seiner Biographie, also mit Person und Werk, Lebens- und Zeitumstände zu befassen. Viele Fragen drängen sich dabei in den Vordergrund, zum Beispiel: Wer war Hans Scherpner? War er ein unkomplizierter, einfacher, gar ein bescheidener Mensch? Arbeitete er an einer bislang unbekanntem und noch nicht gewürdigten Wissenschaftstheorie? Wurde er als Genie seiner Zeit verkannt? Wurde er ein Opfer der Zeitgeschichte? Wirkte er als Wissenschaftler ausschließlich im Elfenbeinturm? Schulterte er uneigennützig „Freiheit und Einsamkeit“ (Helmut Schelsky), weil er als Forscher hehren und übergreifenden Zielen diente? Überraschte er durch sein Werk Zeitgenossen und Kollegen um Längen? War es der Zeitgeist, der ihn zur öffentlichen persona non grata werden ließ?

Ließen sich solche Fragen klar und eindeutig beantworten, dann wären sie es vermutlich längst. Da die Beantwortung aber nicht ohne weiteres möglich ist, hat man sich zunächst an die Fakten zu halten: Geboren wurde Hans Scherpner kurz vor der Jahrhundertwende in Aachen; 1959

starb er in Frankfurt am Main. Einundsechzig Jahre wurde er alt. Sein Leben verbrachte er in einem Deutschland, das durch zwei Weltkriege bis in die Grundfesten erschüttert wurde: Als Achtzehnjähriger zog er freiwillig in den Ersten Weltkrieg; 1933 trat er der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bei und inmitten des Zweiten Weltkriegs wurde er zum Leiter einer Erziehungsberatungsstelle ernannt.

Als Nestor der Fürsorgewissenschaft gilt Christian Jasper Klumker. Er gehörte zu Scherpners geistigen Ziehv Vätern und war dessen wichtigster akademischer Lehrer. Klumker führte seinen Studenten an die wesentlich von ihm geprägte Wissenschafts- und Disziplinauffassung heran. Nach der Emeritierung hätte er ihn gerne als seinen Lehrstuhlnachfolger an der Universität Frankfurt am Main gesehen.

Obwohl also nur ein „zweiter Mann“ der Fürsorgewissenschaft, ist Scherpner heutzutage bekannter als Klumker. Den Bekanntheitsgrad hat er wesentlich seiner Ehefrau zu verdanken. Sie veröffentlichte aus seinem Nachlaß zwei Bücher, die über Deutschland hinaus Interesse fanden. Eifrige Leser waren und sind meist Studierende, die sich mit Grundsatzfragen der Fürsorge und der Sozialen Arbeit beschäftigen, sowie (Sozial-)Historiker, die sich vornehmlich mit den Übergängen von frühen Formen der Armenpflege bis hin zur heutigen Sozialarbeit befassen.

Neben seinen offiziellen Publikationen existieren auch private Niederschriften. Insbesondere in Briefen hat Scherpner bisweilen unverhohlen seine Meinung geäußert. Mitunter weicht sie deutlich von dem ab, was in Publikationen für die Öffentlichkeit bestimmt war. Aus seinen Niederschriften und Briefen ist auch erkennbar, wie sich Scherpner in den unterschiedlichen politischen Systemen bewegt und positioniert hat. Sie verweisen darauf, dass es keine „ungetaufte Sprache“ (Martin Walser) gibt und geben kann, auch wenn man – wie Scherpner – darum bemüht ist, sich mit sprachlichen Urzuständen zu befassen.

Die Beschäftigung mit dem „äußeren“ Leben eines Menschen bedeutet zunächst, mit gebotener Sorgfalt danach Ausschau zu halten, welche Unterlagen archiviert sind. Eine solche Vorgehensweise wurde auch bei der Erstellung der Biographie von Hans Scherpner gewählt. Durch Urkunden, Zeugnisse, tagebuchähnliche Aufzeichnungen, Briefe und



schriftliche Nachlässe ist somit dokumentiert, welchen „äußeren“ Lebensweg er gegangen ist. Manchmal geben die Dokumente auch Auskunft über optierte Alternativen und gewähren daher auch Einblicke in das jeweilige – zeitgebundene - Denkgebäude. Von einer solchen Warte aus betrachtet, liegt die „äußere“ Biographie von Scherpner gewissermaßen als offenes Buch vor; er dürfte damit zu den wenigen Galionsfiguren der Sozialen Arbeit gehören, deren Lebenslauf geradezu lückenlos belegbar ist.

Nähert man sich jedoch jenem Scherpner, der als Mensch von hohem Interesse ist, so geraten die Annäherungen zwangsläufig zu Versuchen. Scherpner suchte die Gemeinschaft von Menschen, weil er sie für sein Menschsein brauchte. Er hatte einigermaßen klare Vorstellungen von dem, was er als Gemeinschaft bezeichnete. Wahl- und vorbehaltlos wurde niemand in „seine“ faktische und ideelle Gemeinschaft aufgenommen. Neben dieser Wirklichkeit, die sich im Laufe seines Lebens immer wieder auch veränderte, war er auch ein ausgeprägter Individualist. Gertrud, seine älteste Tochter, bezeichnete ihn als einen „ganz liebenswürdigen Egoisten“. Angedeutet dürfte damit auch Anpassungsverhalten und Durchsetzungsvermögen sein, was in ihm wohl dosiert vereint war und auch von ihm gelebt wurde.

Trotz solcher Aussagen soll hier keine psychologische Fallstudie erstellt werden. Es soll vielmehr darum gehen, Scherpner als einen Teil der Geschichte der Sozialen Arbeit zu begreifen und seine Beiträge in dieser Geschichte wenn nicht ausschließlich zu verankern, so doch zumindest Vorschläge zur Zuordnung von Werk und Person zu unterbreiten. Eine solche Vorgehensweise akzeptiert auch, dass es unterschiedliche Interessen und Warten gibt, von denen aus nicht nur er selbst, sondern auch die jeweilige Zeitepoche, in der er gelebt hat, zu betrachten ist. Dieses Ensemble von Aktionen und Reaktionen miteinander zu verknüpfen, könnte eine Wirklichkeit entstehen lassen, welche die Verpflichtung hat, dem Leben und Werk von Hans Scherpner einigermaßen gerecht werden zu wollen.

Die Geschichte der Familie Scherpner weckte schon mehrfach Interessen. Die Ehefrau, Hanna Scherpner, hatte sich jahrzehntelang immer wieder mit ihr beschäftigt. Sie sammelte Grunddaten, korrespondierte mit kirchlichen und staatlichen Archiven, um so ein möglichst umfas-

sendes Familienbild entstehen zu lassen; selbstverständlich interessierte sie sich auch für ihre eigene Herkunftsfamilie, die Familie Drexel. Der von ihr zusammengetragene Bestand zog das genealogische Interesse von Christoph, dem älteren Scherpner-Sohn, auf sich. Seine zusätzlichen Recherchen fasste er 1995 in einem Schreibmaschinenmanuskript zusammen, das den Titel „Familie Scherpner“ bekam. Martin, der jüngere Sohn, der zugleich auch der familieninterne Nachlassverwalter seines Vaters ist, nahm sich der beiden Vorarbeiten an, ergänzte diese erneut und legte seinerseits eine Überarbeitung der Familienchronik vor. Die drei Ausarbeitungen waren ausschließlich für den Privatgebrauch bestimmt. Die selbst auferlegte Sorgfaltspflicht hinterließ jedoch auch erhebliche Lücken.

Neben den verschriftlichten Zugängen zur Familiengeschichte gaben drei der insgesamt sechs Kinder von Hanna und Hans Scherpner Auskünfte, um die Vorarbeiten an der Biographie zu unterstützen: Dr. agr. Gertrud Kuon (das älteste Kind), Dr. theol. Magdalene Voigt-Scherpner (die jüngste Tochter) und Diplom-Psychologe Martin Scherpner (das jüngste Kind) schilderten ausführlich Begebenheiten ihres früheren Familienlebens, gaben Einblicke in Hintergründe, berichteten über ihren Vater, ihre Mutter sowie über Kindheit und Jugend. Alltäglichkeiten, Besonderheiten, Einstellungen, Haltungen und Mentalitäten kamen so zum Vorschein. Dadurch ergab sich der Glücksfall, auch die Innenwelt des scherpnerschen Denkens und Handelns aus familiärer Sicht darstellen zu können; es bleibt jedoch bei Annäherungen. Relativierend muss nämlich darauf hingewiesen werden, dass es sich um Erinnerungen handelt, die mindestens vierzig Jahre zurückliegen. Es mag sein, dass dadurch mancher Sachverhalt und manche Episode in einem anderen – vielleicht sogar auch verklärteren – Lichte erschien und sich vielleicht auch ein Deut anders zutrug, als es aktuell das Gedächtnis freigab. Zweifelsohne trug der Altersunterschied der befragten Kindern – Gertrud, Jahrgang 1927, Magdalene, Jahrgang 1934 und Martin, Jahrgang 1937 – zur Hervorhebung teilweise sehr unterschiedlicher Erinnerungen bei. Bisweilen entstand dadurch der Eindruck, dass sich jedes Kind an seinen eigenen Vater erinnerte, der mit dem der Geschwister zwar Gemeinsamkeiten hat, aber auch beträchtliche Unterschiede aufweist.

Auch wenn allen drei erwähnten „erwachsenen“ Kindern für ihre Gesprächsbereitschaft und Mitarbeit herzlich zu danken ist, so ist das En-

gement von Martin doch besonders hervorzuheben. Er machte auf den Nachlass seines Vaters, der kartonweise im Keller seines Hauses lagert, aufmerksam und bot an, diesen sichten und bearbeiten zu dürfen. Während des Entstehungsprozesses der Biographie stand er immer als kompetenter und geduldiger Gesprächspartner zur Verfügung, wies dabei auch auf Realitäten und Entwicklungen hin, wenn das Quellenmaterial Anlass zu unterschiedlicher Interpretation bot. Überdies vermittelte er auch Kontakte zu ehemaligen Studenten seines Vaters, die meist auch der „Vereinigung der Freunde des Fürsorgeseminars e.V.“ angehörten. 1981 trafen sich die „Freunde“ letztmals.

Geradezu selbstverständlich waren die ehemaligen Studenten bereit, sich an ihren Universitätslehrer zu erinnern, um so auch zur Dokumentation seiner hauptsächlichen Tätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg, nämlich der Lehre, beizutragen. Prof. Dr. rer. pol. Teresa Bock, die als letzte Studentin bei Scherpner mit der Erarbeitung einer Dissertation begann, Diplom-Psychologe Wilhelm Becker, der Assistent bei Scherpner an der Universität Frankfurt/Main war, Dr. phil. Gerd Neises, der seit Herbst 1951 bis zu Scherpners Tod dessen studentische Hilfskraft war, sowie Diplom-Volkswirtin Rosemarie Pflüger und Diplom-Volkswirt Gerhard Heun standen bereitwillig Rede und Antwort.

Walter Thorun, der zwar kein Scherpner-Schüler war, kannte und schätzte ihn als ersten Vorsitzenden des Berufsverbandes der hessischen Sozialarbeiter. Thorun gab nicht nur gerne Auskunft, sondern stellte auch Querverbindungen zu Entwicklungen in der Nachkriegszeit her, die ansonsten wahrscheinlich übersehen worden wären.

Allen Interview- und Gesprächspartnern darf ich herzlich danken. Obwohl Scherpner schon über vierzig Jahre tot ist, war es doch beachtlich, welches grundsätzliche Wissen und welche Details in der Erinnerung verhaftet geblieben sind. Gelegentlich war es aber auch schwierig, sich an Realitäten und Fakten zu erinnern. Erinnerungen gerieten so auch teilweise zu subjektiven Wahrheiten.

Bei der zu leistenden Arbeit in Archiven wurde verlässlich Unterstützung gewährt. Dr. Michael Maaser, Leiter des Archivs der Johann Wolfgang Goethe Universität in Frankfurt/Main, hat das Projekt in jeder Arbeitsphase unterstützt. Um Fragen zügig zu beantworten, recherchierte er

im Archiv und machte durch eine Reihe von Hinweisen auf die institutionellen und personellen Besonderheiten der früheren Stiftungsuniversität und heutigen staatlichen Universität aufmerksam. Ihm gilt mein besonders herzlicher Dank. Zu danken ist auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stadtarchive in Aachen, Frankfurt/Main und Neu-Isenburg sowie der Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth.

Dr. Anne Klüser begleitete den gesamten Arbeitsprozess mit klugem Sachverstand und kritischem Blick. Der wichtigen Gesprächspartnerin ist nicht nur hierfür zu danken, sondern auch für die sorgfältige Durchsicht des Manuskriptes.

Hauptsächliche Arbeiten wurden im Rahmen eines Forschungssemesters erbracht, das der Verwaltungsrat der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen genehmigte. Hierfür danke ich sehr. Last but not least danke ich den zuverlässigen Mitarbeiterinnen unserer Bibliothek, wobei die Unterstützung durch Iona H. Winkelhausen besonderer Erwähnung bedarf.

Hugo Maier

## **Christen- und Pflichtenmenschen**

Vor der Geburt zog die Familie um. In der Altstadt Aachens, Krakaustraße 30, fand sie ein Domizil, das den zu erwartenden Familienverhältnissen angemessen schien. Maria Paulina Catharina Scherpner brachte dort am 10. März 1898, morgens um halb vier, Johannes zur Welt. Wer ihr bei der Hausgeburt beistand, ob ihr Ehemann die Verantwortung eines Geburtshelfers übernahm oder ob nach einer Hebamme, einem Arzt, ihren Geschwistern, Verwandten oder Nachbarn gerufen wurde, wissen auch ihre Enkel nicht zu beantworten. Es war nicht üblich, solche Fragen laut zu stellen.

Die dreifache Mutter ahnte bereits im Herbst 1897, dass durch die Geburt eines weiteren Kindes noch mehr Arbeit und Beanspruchung als bisher auf sie zukam. Rechtzeitig bemühte sie sich deshalb um Unterstützung von außen. Sie hörte sich zunächst bei Ordensschwestern in Aachen nach arbeitswilligen Mädchen um und las auch regelmäßig die Stellengesuche im „Duisburger Sonntagsblättchen“. Fündig wurde sie jedoch nicht. Daraufhin wandte sie sich per Brief an die Direktion der Kaiserswerther Anstalten, um dort nachzufragen, „ob vielleicht jetzt ein Mädchen zu haben“ sei. Gebraucht werde es für den Haushalt sowie zur Unterstützung bei der Erziehung und der Versorgung der Kinder. Das Mädchen sollte „ordentlich und willig“ sein und im Zimmer der Buben schlafen. Außerdem wollte sie auch „kein katholisches Mädchen für dauernd um mich haben“. Trotz der Dringlichkeit ihrer Anfrage wurde ihr kein Mädchen vermittelt.

Die erfahrene Mutter und Hausfrau kam jedoch auch ohne zusätzliche Hilfe zurecht. Die Geburt verlief ohne Komplikationen. Mutter und Kind waren anschließend wohlauf. Eine längere Schonung durfte die fünfunddreißigjährige Wöchnerin nicht in Anspruch nehmen. Sowohl der Säugling als auch die älteren Kinder verlangten nach Pflege, Versorgung und Fürsorglichkeit, so dass sie bald das häusliche Wochenbett, das ihr Ehe-

bett war, verlassen musste. Auf die Mithilfe und Mitarbeit ihres Ehemanns konnte die nunmehr vierfache Mutter nur bedingt zählen. Er wurde von seinem Arbeitgeber immer wieder in eine andere Stadt versetzt. Im Dezember 1897 wurde er beispielsweise nach Neustadt an der Haardt, dem heutigen Neustadt an der Weinstraße, beordert. Einer seiner Arbeitsaufträge lautete, dort und auch in Hessen, Kunden für das von ihm vertretene Versicherungsunternehmen zu akquirieren.

Als der vierte Sohn geboren wurde, befand sich der Vater, Friedrich Wilhelm Scherpner, jedoch wieder in der Domstadt. Der Versicherungsinspector teilte pflichtbewusst im Laufe des Tages die Geburt dem Standesamt mit und bestätigte die Aussagen durch seine Unterschrift. Daraufhin wurde eine Urkunde mit der Nummer 767 ausgestellt. Weil nicht nur die Familien der Eheleute an dem freudigen Ereignis Anteil nehmen sollten, gab der Vater den Druck einer Karte in Auftrag. Der Text, in deutscher Schrift auf der neun mal elf Zentimeter großen Karte, lautete: „Die glückliche Geburt eines Söhnchens beehren sich anzuzeigen, Wilh. Scherpner u. Frau“.

Nur seinen selbst gewählten Rufnamen, nämlich Wilhelm, ließ der Familienvater auf die Geburtsanzeige drucken. Verwandte, Freunde und Bekannte, Vorgesetzte, Kollegen, Geschäftspartner und Kunden wurden somit nicht nur über den jüngsten Familiennachwuchs informiert, sondern erfuhren auch von der Sympathie, die der erneute Vater gegenüber dem seit 1888 regierenden Deutschen Kaiser und König von Preußen, Wilhelm II., hegte.

Von den drei vorausgegangenen Geburten wurden weder Karten gedruckt noch verschickt. Verwandte und Bekannte wussten ohnehin über die Schwangerschaften Bescheid und Geschäftspartner nahmen noch keinen solchen Rang ein, als dass man sie über die jeweilige Geburt hätte informieren müssen. Insofern darf die nun erfolgte Geburtsanzeige auch als Ausweis dafür gelten, dass die Familie nun über mehr Geld als früher verfügte und vielleicht auch einen Deut mehr Gepflogenheiten bürgerlicher Kreise übernehmen konnte. Die berufliche Tätigkeit und die erfolgreiche Karriere des Vaters trugen wesentlich dazu bei, sich diesem Kreis mindestens zugehörig zu fühlen. Von einer dauerhaften Existenzsicherung und einem gefestigten Status durfte die Familie zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht ausgehen. Im Gegenteil: Brüchig konnte die

noch junge Berufskarriere zu jeder Zeit werden, was für die nunmehr sechsköpfige Familie schwierige Folgen gehabt hätte. Das Familienoberhaupt vertraute jedoch der Politik Wilhelms II., der sich im Geburtsjahr seines jüngsten Sohnes anschickte, das zentrale Kapitel deutscher Kolonialpolitik einzuläuten, von der Kaiserstreue wirtschaftlich, politisch und gesellschaftlich zu profitieren hofften.

Seine Dienstherrin, die heutige Aachener-Münchener Versicherung, schätzte die Loyalität des Untergebenen. Das Unternehmen goutierte die offensive Kolonialpolitik und damit auch die verstärkt einsetzende Flottenpolitik und war auch mit der übergreifenden Zielsetzung, dass Deutschland endlich auch „ein Platz an der Sonne“ zustehe, einverstanden. Eine Spende in Höhe von 250 000 Mark für das Reichs-Marinemuseum in Berlin unterstrich die ideelle Unterstützung.

Ganz selbstlos war die Spende nicht. Das Unternehmen unternahm nämlich bereits erste Schritte, sich als früher „Global Player“ aufzustellen. Das durch Wilhelms Politik belastete Verhältnis zu Großbritannien verhinderte dort zwar schnelle wirtschaftliche Erfolge, was den Expansionskurs jedoch nicht auf die Dauer beeinflussen konnte; Amerika und Russland boten nämlich auch erstklassige Voraussetzungen, sich als internationales Versicherungsunternehmen zu betätigen.

#### Ausgewählte Zeitumstände

Schlägt man eine Tageszeitung am Geburtstag auf und fragt damit nach aktuellen Ereignissen, so scheint es ein nicht besonders schlagzeilenträchtiger Tag gewesen zu sein. In der ersten Morgen-Ausgabe der „Kölnischen Zeitung“, Nummer 229, vom 10. März 1898 wird beispielsweise über Verhandlungen im Abgeordnetenhaus des Preußischen Landtags berichtet. Dort ging es auch um den „Fall Kötzschke“. Kötzschke, ein evangelischer Pfarrer, dessen Vorname nicht einmal genannt wird, habe sich an den vom Oberkirchenrat am 17. April 1890 veröffentlichten Erlass gehalten, in welchem Geistliche direkt dazu aufgefordert wurden, sich „social zu betätigen“, was hieß, „die vorhandenen Notstände ins Auge zu fassen, in Arbeiterversammlungen zu gehen und Arbeitervereine zu gründen“. Der junge Pfarrer aus Sangershausen hatte

offensichtlich diese Aufforderung zu wörtlich genommen. Er verfasste nach der Rede eines sozialdemokratischen Abgeordneten einen offenen Brief an Freiherr von Stumm, welcher „den Oberkirchenrat zu einem disciplinarischen Einschreiten wegen Aufreizung zum Classenhass veranlasste“. Kötzschke wurde daraufhin unter Aberkennung seiner Pensionsansprüche aus dem Kirchendienst entlassen, da er unter anderem die Beteiligung der Sozialdemokraten an den Landtagswahlen befürwortete. Sowohl Bestrafung als auch Ahndung wurden von einigen Abgeordneten als unangemessen und als zu hart verurteilt. Ein Abgeordneter verwies zudem darauf, dass man bislang nichts davon gehört habe, dass „Geistliche, die antisemitisch agitatorisch aufgetreten sind, von den oberen kirchlichen Behörden irgendwie behelligt worden sind“.

Der Zeitungsartikel verdeutlicht schlaglichtartig, dass der jüngste Sohn in eine unruhige Zeit hinein geboren wurde, die als „Wilhelminismus“ ihren Platz in der deutschen und europäischen Geschichte zugewiesen bekommen hat. Illustriert man das Geburtsjahr anhand ausgewählter Ereignisse und Entwicklungen, die durchaus mit seiner Vita in Zusammenhang gebracht werden können, so bieten sich folgende Hervorhebungen an: Otto von Bismarck starb am 30. Juli im Alter von 73 Jahren in Friedensruh bei Hamburg. Der Reichsgründer und Reichskanzler steht deshalb mit Scherpner in gewisser Weise in Verbindung, weil er als Initiator und Macher des sozialen Sicherungssystems gilt. Während seiner Kanzlerschaft wurden die auch heute noch verbindlichen Prinzipien der sozialen Sicherung gesetzlich festgelegt, zu denen neben der Versicherung und Versorgung auch die Fürsorge gehört.

Einen Monat vor Johannes wurde Bertolt Brecht in Augsburg geboren. Seine Biographie weist einige wenige gemeinsame Merkmale mit der von Johannes auf, wenngleich dieser nie zu einem begeisterten Brechtleser wurde und schon gar nicht dessen politische Überzeugung teilte. Theodor Fontane starb am 20. September in Berlin. Auch er gehörte später zwar nicht zu den favorisierten Schriftstellern von Johannes; sein Werk, Weltbild und seine Weltanschauung standen ihm jedoch wesentlich näher als das Schaffenswerk von Brecht.

Ebenfalls 1898 wurden der Schriftsteller Erich Maria Remarque, der Philosoph Herbert Marcuse und der Pädagoge Adolf Reichwein geboren. Mit ihnen pflegte Scherpner jedoch keine Kontakte, weil sich hierzu so



gut wie keine Gelegenheiten ergaben und weil er zu deren Weltbildern wenig Zugang hatte. Marcuse, der vom 30. Januar 1933 bis zu seiner Emigration nach Genf auch an der Universität Frankfurt bei Max Horkheimer am Institut für Sozialforschung tätig war, müsste ihm jedoch mindestens vom Hörensagen, wenn nicht sogar vom Sehen her bekannt gewesen sein.

Lorenz von Stein, ein liberaler Theoretiker und Denker, prognostizierte schon Mitte des 19. Jahrhunderts, dass mit dem allgemeinen Fortschritt des Jahrhunderts Frauen der Eintritt in die Geschichte nicht weiter vor-enthalten werden könnte. Er behielt mit seiner Prognose Recht. In Johannes` Geburtsjahr wurde beispielsweise Hildegard Wegscheider, die als erste Frau 1884 in Preußen das Abitur absolvierte, an der Universität Halle, ebenfalls als erste Frau, zum Dr. phil. promoviert. Der 1867 in Warschau geborenen Marya Sklodowska gelangen geradezu revolutionäre naturwissenschaftliche Entdeckungen, für die sie 1903 als erste Frau den Nobelpreis für Physik erhielt; als Marie Curie wurde sie daraufhin weltberühmt. Käthe Kollwitz, 1867 geboren, hatte 1898 den künstlerischen Durchbruch mit dem Bilderzyklus „Ein Weberaufstand“. Er entstand im Anschluss an die 1894 erfolgte Uraufführung von Gerhard Hauptmanns „Die Weber“.

Ein Jahr vor der Geburt des jüngsten Scherpnerspröblings starb am 3. April Johannes Brahms in Wien. Er wurde nur 64 Jahre alt. Brahms, der sich durch sein „Deutsches Requiem“ einen bedeutenden Rang in der europäischen Musikgeschichte schuf und als heftiger Kritiker der „Neuen Deutschen Musik“ galt, gehörte jedoch nicht zu seinen besonders geschätzten Komponisten. Scherpner favorisierte zeitlebens Johann Sebastian Bach (1685-1750), ein für Brahms gewichtiges Vorbild und unerreicher Meister.

Ein Aufsehen erregender Mord ereignete sich am 10. September auf der Uferpromenade des Genfer Sees. Opfer war die österreichische Kaiserin Elisabeth. Später feierte man „Sissi“ auch als die erste „Königin der Herzen“.

Wesentlich unspektakulärer war die für 1898 geplante Veröffentlichung der „Schwäbischen Literaturgeschichte“. Rudolf Krauß legte bereits ein Jahr zuvor den ersten Band vor. Er versuchte damit den ambitionierten

Nachweis zu erbringen, dass die deutsche Literatur wesentlich durch schwäbische Literaten geprägt wurde. Sein ursprüngliches Ansinnen musste er jedoch aus folgendem Grund selbst relativieren: Die Bibelübersetzung von Martin Luther habe nämlich dazu beigetragen, dass ab Mitte des 16. Jahrhundert dessen einheitliche Sprachvorstellung sich in ganz Deutschland ausbreiten konnte und seither als Maßstab für das gesamte Schrifttum herhielt. „Luthersprache“ wurde die deutsche Sprache seither auch genannt; sie war fortan in den Dienst genommen, endgültig und unwiderruflich „getauft“. Wer ohne landschaftlich geprägte Wurzeln aufwuchs und keinem regionalen Idiom verpflichtet war, nahm in ihr sein Zuhause. So auch die Familie Scherpner. Die „Schriftsprache“ bekam damit eine doppelte Bedeutung. Zum einen, weil sie als Übersetzung der „Heiligen Schrift“, der Bibel, Allgemeingültigkeit beanspruchte und zum anderen, weil sie für die Entwicklung der Gesetzschreibung zur unentbehrlichen Grundlage wurde.

## Familienleben

Der Säugling lebte geborgen im Schoß seiner Familie. Sie sorgte sich um ihn, bemühte sich liebevoll um sein körperliches Gedeihen und seelisches Wohlergehen. Hauptsächlich seine Mutter war dafür verantwortlich. Ihr oblagen die Familien- und Erziehungsarbeit, im weitesten Sinne also alle Angelegenheiten innerhalb des Hauses, das zur Zeit der Geburt noch eine Mietwohnung mit maximal drei Zimmern darstellte.

In der Innenstadt Aachens war das Ehepaar mit seinen Kindern schon mehrfach umgezogen: Nach der Heirat wohnte das Ehepaar in einem mehrstöckigen Mietshaus, Adalbertsberg 3. Dort wurde der älteste Sohn, Ludwig Friedrich Wilhelm, am 28. März 1891 geboren. Die Verhältnisse waren jedoch sehr beengt, so dass die Familie nach der Geburt umzog. Paul, der zweite Sohn, wurde am 2. November 1892 in der Hubertusstraße 37 geboren. Als sich erneut Nachwuchs ankündigte, wurde die angemietete Zweizimmerwohnung zu klein und ein weiterer Wohnungswechsel stand an. Adolf August wurde am 25. November 1894 – einige Häuser weiter - in der Hubertusstraße 55 geboren. Im Unterschied zu den vorausgegangenen Wohnungen befand sich die neue Wohnung in einem schmucken Neubau. Entsprechend teuer war auch die Miete, die

sich nicht mehr jedermann leisten konnte. Mit im Haus wohnten ein städtischer Musiker, ein Reichsbankbeamter und ein Postschaffner. Menschen und Familien also, die es so in jeder anderen Stadt auch gab und die wesentlich gemeint sind, wenn man zeitgenössisch vom Kleinbürgertum spricht.

Die Wohnung in der Krakaustraße 30 hatte mindestens drei Zimmer, befand sich aber wiederum in einem schmucklosen mehrstöckigen Wohnblock. Von Luxus konnte keine Rede sein. Dennoch war es auch nicht irgendeine triste Mietskaserne, sondern eher eine typische Stadtwohnung für die aufstrebende Schicht. Die Anmietung der größeren Wohnung kann somit auch als Beleg für einen zwar noch verhaltenen sozialen Aufstieg und die wachsende materielle Besserstellung der Familie gelten, zumal die Umzüge und die Anschaffung von zusätzlichem Mobiliar mit erheblichen Kosten verbunden waren.

Für die Mutter war die Wohnungslage geradezu ideal. Sie hatte keine langen Einkaufswege. Händler und Handwerker betrieben in ihrem unmittelbaren Umfeld Geschäfte und Betriebe. Den tüchtigen Kleinunternehmern gingen Familienangehörige, Frauen, Kinder und Verwandte zur Hand. Gemeinsam strebte man emsig nach wirtschaftlichem Erfolg. Mieter und Geschäftsleute im Viertel bildeten eine Art Gemeinschaft, die teilweise zufällig und teilweise durch die Höhe der Mieten zustande gekommen war. Die meisten Bewohner hatten darüber hinaus auch Vorstellungen, wie sie Anschluss an das Bürgertum finden konnten. Der planmäßige Erwerb von Besitz und Eigentum wurde hierfür als ein probates Mittel aufgefasst. Diese Mentalität kam dem rührigen Versicherungsinspector sehr zupass. Wer Eigentum und Besitz bewahren und vermehren wollte, brauchte einen entsprechenden Schutz des bereits Bestehenden, den die Versicherung nach vertraglichen Bedingungen zu gewährleisten bereit war.

Siebzehn Tage nach der Geburt wurde der jüngste Sohn in der Vereinigten Evangelischen Gemeinde zu Aachen, der heutigen Anna-Gemeinde, auf den Namen Johannes getauft. Der Name war mit Bedacht gewählt. Erinnerung wurde zum einen an den Großvater väterlicherseits, der nur Johann Anton Scherpner hieß und überdies auch noch der katholischen Kirche angehörte. Zum anderen gab die Mutter aufgrund ihrer tiefen religiösen Glaubenshaltung dem Jüngsten hauptsächlich deswegen den

Namen, weil Johannes als der „Jünger galt, den Jesus liebte“. An Johannes den Täufer, der für Christen an der Schwelle vom Alten zum Neuen Bund steht, sollte auch erinnert werden. Sein Name stammt aus dem Hebräischen und bedeutet: „Gott hat sich als gnädig erwiesen“.

Bedient man sich bei der Namensgebung der vier Kinder einer vereinfachten Betrachtungsweise, so lässt sich in etwa erahnen, welche Bedeutung „Thron und Altar“ am Ende des 19. Jahrhunderts in Preußen innehatte und wie tief diese Bedeutung in weiten Teilen des Volkes verankert war; zwei Söhne bekamen die Namen von weltlichen Herrschern und zwei wurden nach christlichen Vorbildern benannt.

Das Nesthäkchen genoss ein sorgenfreies Leben, ganz so, wie es ein Teil des aufstrebenden und aufgeschlossenen Kleinbürgertums um die Jahrhundertwende zu bieten vermochte. Die schwedische Pädagogin Ellen Kay prognostizierte zwar, das 20. Jahrhundert werde zum „Jahrhundert des Kindes“, was in Aachen jedoch allenfalls in der schmalen Schicht des Bildungsbürgertum für Diskussionsstoff sorgte. Für Johannes und seine Brüder gab es noch kein Erziehungskonzept; sie wurden nicht „vom Kinde aus“ erzogen, sondern so, wie es die Eltern für richtig hielten. Sie hielten sich dabei an übernommene Traditionen sowie an die Vorgaben und Erwartungen ihrer Kirche. Die wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse wirkten ebenfalls beträchtlich auf ihre Vorstellungen und vor allem auf ihr Handeln ein. Die Kinder dürften die Überlegungen zunächst wenig interessiert haben. Johannes erahnte auch nicht, dass das 20. Jahrhundert rund vierzig Jahre nach seinem Tod als „Sozialpädagogisches Jahrhundert“ (Hans Thiersch) etikettiert werden würde. Scherpner, der selbst ja auch an der teilweisen Ausformulierung dessen, was später Sozialpädagogik genannt wurde, beteiligt war, hätte sich wahrscheinlich nie zu einer solch hochtrabend klingenden Titulierung verleiten lassen.

Es waren vier geliebte Kinder, deren Talente, Veranlagungen und Begabungen zeitgemäß erkannt und gefördert wurden, wenn sie den Idealen ihrer Eltern entsprachen. Der Mittelpunkt des gemeinsamen Lebens war der geschützte Rahmen der Familie. Sie bildete gleichzeitig den Schutzraum und den Ruhepol. Die familiären Bindungen waren fest und verlässlich geknüpft. Die Bemühungen um Freiheit als auch die Übernahme von Verantwortung konnten so jederzeit geübt werden. Entsprechend

waren auch die Vorstellungen von Erziehung. Das eine zentrale Ziel bestand darin, die Söhne zu Persönlichkeiten heranreifen zu lassen, denen Anstand, Sittlichkeit und Moral etwas bedeuteten; lebensstüchtig sollten sie werden, fleißig, gehorsam und strebsam. Die Kinder zu frommen und gottesfürchtigen Christenmenschen zu erziehen, denen die evangelische Kirche am Herzen lag, war das andere wichtige Ziel.

Beide Erziehungsziele forderten von den Eltern und den Kindern eine besondere Loyalität gegenüber Staat und Kirche ab. Diese wurde nicht nur gewährt, sondern stets und überzeugt praktiziert. Christenpflicht und Bürgerpflicht, bisweilen auch in umgekehrten Reihenfolge, bildeten so eine unaufkündbare Überzeugungsgemeinschaft, die nahtlos an die Zwei-Reiche-Lehre Luthers anknüpfte. Unterstützung für ihr erzieherisches Bemühen fand die Mutter auch in einem durchaus positiven milieubedingten Zeitgeist. Die „Moderne“ sorgte nicht zuletzt auch dafür, dass in Städten gegenüber Kindern aus bürgerlichen Kreisen mehr Aufmerksamkeit als in vergangenen Zeiten entgegen gebracht wurde. Die meisten Kinder wurden als Stadtkinder geboren, was auf die im 19. Jahrhundert verstärkt einsetzende Urbanisierung in Deutschland zurückzuführen ist. Sie hatten damit deutlich mehr Chancen als Landkinder, an den Errungenschaften, Erfindungen, technischen und ökonomischen Fortschritten des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu partizipieren. In den Städten gab es eine bessere medizinische ambulante und stationäre Versorgung als auf dem Land und damit auch mehr flankierende Hilfsmöglichkeiten, falls akute Notfälle auftraten. Eine Folge davon war, dass die Kindersterblichkeit signifikant eingedämmt wurde. Dies schlug sich auch im Bevölkerungswachstum nieder. Hatte zur Zeit der Reichsgründung Deutschland noch 40 Millionen Einwohner, so waren es 1914 bereits 68 Millionen.

### Behütete Kindheiten

Johannes und seine Brüder erfuhren von Kindesbeinen an Glück. Keines der vier Kinder litt an einer ernsthaften Erkrankung oder kam bei einem Unfall zu Schaden. Auf die fürsorgliche und umsichtige Mutter war unbedingt Verlass. Sie war konsequent darauf bedacht, ihr zugängliche Erkenntnisse aus Hygiene und Medizin zum Wohle ihrer Familie anzu-

wenden. Vielleicht spiegelte sich in dieser umfassenden Fürsorglichkeit auch ihre pietistische Grundhaltung wider; Pietisten interpretierten nämlich alle körperlichen Vorgänge als religiös begründet. Gesundheit und Krankheit galten in dieser Betrachtungsweise als eine Möglichkeit Gottes, den Menschen seinen Willen zu vermitteln. Der Körper wurde so als Werkzeug der Seele verstanden, was dazu führte, dass – im Unterschied zu katholischen Mentalitäten – bereitwilliger medizinische Hilfe angenommen werden konnte. Der menschliche Körper war demnach für Pietisten kein Selbstzweck, denn die Seele brauchte ihn als einen gesunden Ort.

In unregelmäßigen Abständen wurde die äußere Entwicklung der Familie durch Schwarzweißfotos dokumentiert. Ausgewählte Geburtstage oder besondere Familienereignisse bildeten willkommene Gelegenheiten, sich von Fotografen ablichten zu lassen. Die Eltern hielten damit die Fortschritte sowie das körperliche Wachstum ihrer Sprösslinge fest, und gleichzeitig wurde auch ihr eigenes Älterwerden sichtbar. Stets trugen der Vater und die Kinder wie angepasst sitzende Anzüge, was auch die bürgerliche Zugehörigkeit unterstrich. Dem Zeitgeist wurde jedoch nicht in Gänze Tribut gezollt. Die Kinder bekamen nämlich keine Matrosenanzüge verpasst, was in manchen Kreisen nicht nur als ausgesprochen chic galt, sondern auch die Treue gegenüber dem Kaiser weithin sichtbar machte. Auf manchen Fotos wirkte die Familie sehr gestelzt und steif, was womöglich auch durch die noch in Kinderschuhen steckende Technik bedingt war. Auf anderen Fotos sind die Personen zeitgemäß angeordnet und hierarchisch platziert; die Nachkommen erscheinen so als kleinen Erwachsene. Manche Fotografien lassen aber auch erahnen, warum Johannes auf den Namen Hans und Friedrich Wilhelm auf den Namen Willy hörte. Das Familienoberhaupt trug stets einen Bart, der seine Sympathie für Wilhelm II. verdeutlichte.

Glück war den Kindern auch beschieden, weil sie nicht durch ihrer Hände Arbeit zum Familieneinkommen beitragen mussten. Das Einkommen des einzigen Ernährers war überdurchschnittlich, reichte gut aus, um den Familienunterhalt zu bestreiten und erlaubte sogar kleinere Rücklagen. Der Vater kletterte zwar langsam, aber unaufhaltsam Stufe für Stufe auf der Karriereleiter nach oben und mit ihm auch die Familie, die in seiner stetigen Abhängigkeit blieb. Vor diesem Hintergrund kümmerten sich die Eltern selbstverständlich, verantwortlich und liebevoll um ihren